



Der Freimüthige

Montag,

— ober —

den 27. May.

Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.

Die Reise aus dem Lager.

(Fortsetzung.)

Ich äußerte in ferner Beziehung eine Bemerkung darüber. Sie hatte, so fein ich es angelegt zu haben glaubte, mich verstanden, und lange nachher erzählte sie mir, daß sie zum ersten Male mit der Post fahre; ihr Bruder habe sie aus der Residenz abholen wollen, allein eines seiner Pferde sey krank geworden; er habe ihr also geschrieben, sie möchte mit guter Gelegenheit zurückkommen, diese hätte sich nicht gefunden, und so habe sie sich entschließen müssen, mit der Post zu reisen; denn länger habe sie sich in der lärmenden Stadt nicht gefallen können.

„Sie wohnen also auf dem Lande?“

„Ja, und das recht gern; in der Stadt ist es nicht halb so häßlich, als in unserm freundlichen Häuschen.“

„Aber wird Ihnen die Zeit nicht zuweilen lang?“

„Darüber habe ich nie geklagt. Im Sommer — nun da ist es ja bestimmt besser auf dem Lande, als in der Stadt. Unsere Verfüßung liegt auf einem kleinen Berge, wir können das Parade unsers Ländchens weit und breit übersehen;

ich führe das Hauswesen meines Bruders, das nicht ganz unbedeutend ist, und unser Garten ist mein trauester Freund, ich besuche ihn täglich; und im Winter, da helfen Bücher und Musikalien aus. Mein Bruder hat mich an meinem letzten Geburtstag mit einem Wiener Flügel überrascht, auf den ich mich jetzt mehr freue, als ich mich bei der Herreise auf das ganze liebe Lager gestreut habe.“

„Ist Ihr Herr Bruder auch musikalisch?“

„Dilettant wenigstens. Seine eigentliche Liebhaberei sind Pferde und Hunde. Selbst unsere Karrenpferde könnten manche Equipage in der Residenz zieren, und Hunde haben wir, ich weiß selbst nicht einmal wie viel.“

Ich hatte das zarte braune Mädchen bisher immer Demoselle genannt. Jetzt merkte ich, daß es ein Fräulein vom Lande war. Ich nannte sie bei der nächsten Anrede: „mein Fräulein,“ warf das aber so hin, als ob ich sie vom Anfange an für nichts anders gehalten hätte, um mir keine Blöße zu geben.

„Wie kommen Sie auf die Idee, mich Fräulein zu nennen?“ frug sie naiv lächelnd.

„Verzeihen Sie, wenn ich es nicht gleich that, und verzeihen Sie, wenn ich es nicht jetzt irre; ich setzte mir alles, was Sie mir erzählt hat-

ten, zusammen, und das Facit machte Sie zum Fräulein; der Landfß, das weitläufige Hauswesen, Ihre gewählte Erziehung, die prächtigen Pferde, die vielen Hunde.“ —

„Machen denn bei Ihnen zu Lande die Hunde ablich?“ sagte sie etwas beifend; „könnte ich darum nicht weniger oder mehr feyn, als Ihr vermeinliches Landfräulein?“

Weniger war sie nicht; denn in der Betonung der letzten Worte lag ein Stolz, den der nur fühlen konnte, der das interessante Mädchen sah und hörte. Sie war bestimmt mehr. Ihr Inneres war bei dem Gespräche aufgeregter; dieser Punkt schien ihre empfindlichste Schwäche zu feyn. Zu der „Demoselle“ hatte sie geschwizzen, weil ja auch Prinzessinnen Demoselles genannt werden können. Das „Fräulein“ hatte sie beleidigt. Die lieblichste Brünnette, die diesen ordinären Postwagen in jeder Hinsicht so extraordinair machte, war eine Gräfinn. Ich wußte nicht, wo ich meine Augen gehabt hatte; jeder Mensch, der nur eine Idee von dem Wilde einer jungen, fast überzarten Grafen Tochter hat, mußte diesem reizenden Kinde die Gräfinn gleich beim ersten Blicke ansehen. Der Postwagen that gar nichts zur Sache; habe ich doch eine Fürstin, auf einem Leiterwagen mit einem blinden Pferde, auf einen kleinstädtischen Jahrmarkt kommen gesehen; warum sollte nicht einmal eine junge Gräfinn auf den tollen Einfall kommen, eine ordinäre Postschaise zu versuchen. Solchen alten Malaga, als sie zum Fräulein credenzte, hatten hundert Reichsgrafen nicht im Keller; und was mir völligen Aufschluß in der Sache gab, war eine gebatene Ente. Sie mußte von sehr altem Geschlechte feyn, nemlich meine braunlockige Reisefahrtrinn, denn die Ente war in dem Couvert eines Pakets eingewickelt, was wahrscheinlich an den Bruder der Gräfinn adressirt gewesen war; ein Stück des Couverts war abgerissen, ich las bloß:

„Meister Graf!“

Also war der Bruder meiner schönen Entens Fee entweder Ritt, oder Heermeister; im Innern des Couverts las ich das Wort „Kabenstein.“ Ein ehemaliger Universitätsfreund von mir war der Graf Kabenstein, der mir oft im Scherz, denn er lachte über alle Standesvorrechte, erzählt hatte, seine Familie fey die älteste im Rheingau. Am Ende war mein damaliger akademischer Freund der Bruder selbst; nur wußte ich nicht, wie dieser aus dem Rheingau hierher gekommen

solte; doch, was ist jetzt in den Zeiten der möglichen Unmöglichkeit nicht alles möglich!?

„Gräfinn,“ hob ich drovt an, und wollte einen recht artigen Sermon beginnen; aber die Comtesse lachte mir gerade in das Gesicht; ihr Incognito war verrathen, sie that das beste, sie machte gute Miene zum verpielten Spiel. Dies lag in ihrer frivolten Lache.

„Sagen Sie,“ sie sicherte, sie bog sich krumm, sie trampelte vor Lachen mit beiden Füßen auf dem Boden des Postwagens, „sagen Sie, wo haben Sie die Gräfinn in mir herausgefunden?“

Ich war von dem muthwilligen Mädchen so verblüfft, daß ich recht einfältig antwortete, „in der Ente.“

„Aus welchem Lande sind Sie? bei Ihnen machen Hunde die Menschen zu Edelleuten und Enten die Edelleute zu Grafen!“

„Ich kann Ihnen alles erklären;“ ich holte die Ente aus der Schachtel, und zeigte ihr die Adresse. Sie lachte, ward roth, verlegen und stille. Jetzt hätte ich schweigen sollen; aber mein Stolz über meine Entdeckungen trieb mich weiter. „Ob,“ sagte ich eriumphirend, „ich weiß noch mehr. Ich darf Ihnen nur das Wort Kabenstein nennen.“

Die Gräfinn ward auf einmal ernst, sehr ernst. Sie sprach kein Wort. Nach einer Pause trat ihr eine Thräne in das sanfte blaue Auge.

Ich erschrock. Wehe thun hatte ich ihr nicht wollen. Kabenstein hieß sie nicht. Das merkte ich; denn wie hätte ihr Name sie so verkommen können; wahrscheinlich war ein Graf Kabenstein ihr unglücklicher Geliebter. Ich mußte meinen dummen Streich wieder gut machen, und nebenbei dem Geheimniß ihres Herzens näher kommen.

Ich knüpfte die Unterhaltung wieder an. Die Comtesse, vorher so ausgelassen lustig, blieb einsilbig und verstimmt. Ich brachte das Gespräch auf die Zeit der Jugend, kam so auf meine Universitätsjahre und erzählte über eine Viertelstunde ein Breites von meinem Grafen Kabenstein aus dem ältesten Hause des Rheingaus.

„Was wollen Sie mit Ihrem Grafen Kabenstein?“ frug die Gräfinn halb lachend, halb sinnend.

„Offen heraus, Comtesse, im Innern des Entens Wratens Umfchlages las ich das Wort „Kabenstein.“ Anfanglich hieß ich Sie daher für eine Gräfinn Kabenstein, das Geschlechte ist alt; sehr alt. Meine Vermuthung kann Sie nicht beleidigt haben; als ich aber den Namen nannte

und Sie auf einmal so ganz verändert waren, Ihre frohe Laune Sie so ganz verließ, da vermuthete ich, was ich auch noch glaube, daß ein Nabenstein Ihrem Herzen — Kennen Sie vielleicht meinen Nabenstein aus dem Rheingau?"

„Nein, den Ihrigen nicht. Aber“ — sie brach schnell ab, verbiß mit dem Ader eine sehr wehe Empfindung, und frug — „haben Sie weiter nichts gelesen in dem Blatte?"

„In der Euten, Enveloppe? kein Wort weiter, keine Silbe.“

Sie lächelte wieder etwas freundlicher. Ihr Frohsinn, ihr vorige muthwillige Laune, ihr sanfter Schmerz, ihre wiedergekehrte Freundlichkeit — alles mahnte sich in dem zauberischen Gesichte — so sprechend. Sie brauchte kein Wort zu reden und man verstand sie.

(Der Schluß folgt.)

Die Töchterchule zu Zerbst.

(Fortsetzung.)

In Ansehung des Gedächtnisses pflegt das männliche Geschlecht den Vorzug zu haben. Frauenzimmer mögen nicht gern viel mit Momentklaturen, Jahrszahlen und dergleichen zu thun zu haben — wodurch der Lehrer einen Wink für die Einrichtung seines Unterrichts erhält; unter andern, daß er fleißig wiederholt, was er will, das behalten werden soll.

Die Einbildungskraft herrscht in der Regel bei Frauenzimmern vor, und steht in Mißverhältniß zu den übrigen Kräften. Dies macht sie geneigt zur Schwärmerei, läßt sie eine Sache bald zu schön, bald zu fürchtbar sehn; hindert sie am Nachdenken und ruhiger Ueberlegung, und wird oft für ihre und anderer Ruhe störend. Es ist daher bei der Erziehung des weiblichen Geschlechts ganz besonders darauf zu sehn, daß die Einbildungskraft von der Vernunft beherrscht werde, um nicht über die Grenze zu schweifen. Die Männer lernen urtheilen durch Erfahrungen; wemler die Frauenzimmer. Sie urtheilen mehr nach einem oft richtigen Gefühl; ist aber ihr Gefühl im voraus gewonnen, so irren sie sich leichter im Urtheil. Um dieser Verirrung vorzubeugen, hat man sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie ihrem Gefühl nicht unbedingt trauen dürfen.

Auch der Verstand ist bei Männern und Frauen verschieden modificirt. Die Männer ver-

stehen mehr und Schwächeres. Die Weiber ahnen oft nur, was gemeint ist. Ohne aber strenge Rechenhaft von dem in sich Aufgenommenen geben zu können, wissen sie doch das für sie Gebührige gewöhnlich richtig auszuscheiden und anzuwenden. Ihr Verstand ist praktisch; den Männern ist das Beschäftigen mit Begriffen, das Darstellen des Gedachten in mehr oder weniger reduzierter Form vorbehalten. Eine ratiönnirende Frau gefällt weder den Männern noch Frauen.

Von der Vernunft läßt sich etwas ähnliches sagen. Es ist Frauenzimmern weniger gegeben, sich mit dem Nachforschen über hohe, weit über dem gewöhnlichen Kreise liegende, sogenannte abstrakte Wahrheiten zu beschäftigen, als sie im Besich praktischer Vernunft sind. Man findet bei ihnen oft einen hellen Sinn für's Rechte, für's Sittlichgute; welcher Sinn erkennen läßt, was man thun soll, und der dazu treibt, es zu thun; welcher uns auch sagt, wo Andre recht oder unrecht handeln. — Die Männer mit ihrem Vernunftstolz, mit ihrer Geschicklichkeit zu philosophiren, sind deshalb doch oft nicht vernünftiger, als die Frauen.

Außer dem Geist ist auch Herz, Gemüth, Empfindung bei den Frauen eigener Art. Dies kann auch nicht anders seyn, denn kein Theil unsres Ichs steht getrennt da. Eins wirkt auf das andere ein. Der Geist auf die Empfindung, und die Empfindung auf den Geist. Wer vermag die Grenzlinie zwischen Denken und Empfinden in empirischer Hinsicht stets nachzuweisen, wie oft fließt beides in einander! — Da also die Geistesbeschaffenheit des weiblichen Geschlechts eigener Art ist, so wird es mit dem Herzen nicht anders seyn.

Ueberdies hängen Gefühle sehr von der Organisation ab. Das weibliche Nerven- und Blutumlaufsystem ist reizbarer, also einer schneller folgenden, so wie einer höhern Spannung fähig, als das männliche. Wie rasch werden im weiblichen Herzen Gefühle aufgeregt! wie stark und zugleich wie dauernd finden wir diese nicht oft! Dies hat sein Gutes und seine Gefahren. Auf einen Menschen von Gefühl kann man, wenn man sein Gefühl in Anspruch nimmt, unendlich viel wirken. Dies ist bei der Töchtererziehung sehr zu beherzigen. Was man dem kalten Verstande des Mannes einbemonstert, das macht man dem Frauenzimmer mit mehr Erfolg fühlbar. — Allein Gefühle sind nicht Sinnungen, sie wallen auf, und gehn vorüber, wechseln vielfältig und verhalten sich so, daß wir zuverlässig und konsequent han-

deln. Deshalb muß bei der Frauenzimmererziehung mit vieler Sorgfalt darauf hingearbeitet werden, daß sie ihren Gefühlen nicht blindlings folgen. Wärme, so schätzbar sie auch ist, macht keinesweges das Licht erloschlich. Von Gefühlen erwärmt, von der Vernunft erleuchtet, vermag der Mensch auf die rechte Weise an's rechte Ziel zu gelangen.

Die Art der Entwicklung des weiblichen Lebens ist auch von der Entwicklung des Jünglings auffallend verschieden. Bis ins sechente Jahr ist der Unterschied weniger merklich; im siebenten, achten, neunten Jahre geht eine Scheidung des eigenthümlich Weiblichen an. Im zwölften Jahre ist diese Scheidung in der Regel vollendet, und nun schreitet das Mädchen so rasch in seiner ihm möglichen Ausbildung fort, daß es, wenn seine frühere Bildung nicht vernachlässigt oder verfehlt wurde, mit dem sechzehnten Jahre schon fertig ergehen können kann; die männliche Jugend steht gewöhnlich noch in einem schwankenden Mittelstadium zwischen Knabe und Jüngling. Mit diesem Entwicklungsgange ist uns von der Natur selbst angegeben, wie lange das weibliche Geschlecht der Schule überhaupt angehören, und von wo an es der letzten Ausbildung gemessen soll.

Wir kommen jetzt zu der Bestimmung des weiblichen Geschlechts. Sie ist mit zwei Worten angegeben: Sattinnen und Mütter! — Was also der vernünftige Mann von seiner Sattinn wünschend wird, was eine Mutter zu einer vernünftigen Erzieherin ihrer Kinder macht, das soll der Erzieher der weiblichen Jugend empfehlen, einprägen, und, so viel seinem Verhältnis möglich ist, ihre angehen.

In dieser Hinsicht lehren wir:

Der Wirkungskreis der Frauen ist das Haus. Dieses sollen sie durch Ordnung und Reinlichkeit schmücken; sie sollen das Vorhandne bewachen und bewahren, eingerissnen Schäden und Hinfalligkeiten abhelfen, allem Verderben, Verlernen und Zerstreuen nach Kräften wehren — mit einem Worte: unermüdet und ununterbrochen darauf hinarbeiten, daß Alles im Stande und Gange erhalten werde, dabei noch an mögliche außerordentliche Störungen und Zufälle denken, und sich nach Kräften auch darauf vorbereiten.

Dies ist ihre Sorge für das Haus im engern Sinne. Um einst ihrer Pflicht in diesem Stück Gendge zu leisten, hat der Lehrer nach Kräften dazu beizutragen, daß sich die weibliche Jugend

an Häuslichkeit gewöhne, daß ihr der Aufenthalt zu Hause lieb und angenehm werde, daß sie gern an den Geschäften des Hauses Theil nehme, daß sie eine Ehre darin setze, in diesen Dingen Bescheid zu wissen, in diesen Beschäftigungen begriffen zu erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagesbegebenheiten.

Miszellen.

Andreas Hertog, der jüngere, ein rechtliches, ziemlich wohlhabender Unterthan des ehemaligen Juber Curtia, Brann von Grentz Holand, noch heut zu Tage lebend, ging den 18ten April des aus seinem Dorfe Ubrösta, im Stregader Komitate, mit dem schwedischen Könige auf dem Rainapatafer Hüchle, gegen Heublitze, um Dertze zu kaufen, und von Rainapatafa, nach geschicktem Handel, um die Wittgaltlande jurick über die Posta Spalmateros an einen gewissen Platz, Beresno genannt, um sich mit seinem Weibe, wegen dem Kaban, eines Grundbesitzes, zu begeben. Als er von da seinen Weg über den Berg nach Dausse fortsetzen wollte, erlosch sich ein hieser Nebel mit Schneegelber, der weissem er sich in eine, ungesähe dem Menschen saubende, Feuerschwärze verleitete. Hier befiel ihn ein Schick, der bis zum sten August desselben Jahres, also 16 ganze Wochen anhiet, ohne daß Hertog in dieser Zeit irgend eine Nahrung genoss. Nachdem er an jenem Tage erwacht war, befand er sich ganz matt und kraftlos, und bemerkte, daß ihm die Kleider von jener Seite, auf welcher er gelegen hatte, abgerissen waren. Während er sich ermanen sein Daus, wo man ihn kaum aufsuchen wollte. Er war bis zum achten Tage nach seiner Häuflichkeit, wegen großer Schmerzen der Kintadnen, unermügend, den Mund zu öffnen, und konnte nur etwas weniges von Flüssigkeiten genießen. Am vierten Tage nach seiner Ankunft erlosch er das heilige Abendmahl, schief dann abermal drei Tage lang, und erwachte von selbst, nachdem sich ihm ein Karstschwitzer geöffnet hatte, dessen Daus zu seinen Ohren flücht heraus floß. Von nun an kam der Mann nach und nach zu sich, verlangte seine vorigen Kleider wieder, ist jetzt vollkommen gesund, und hat seit diesem Falle Kinder gezeugt. Dies Ereignis ist durch die von dem selb. Komitar angeordnete geschichtliche und ärztliche Untersuchung hinlänglich bewährt.

— In Sobolin bei St. Quentin erwarbte ein Mädchen ihr neugeborenes Kind. Der Vater des neuhun dign Kindes besah den Korb, und die Mutter der Kindesgeberrin willigte in das Verbrechen. Die Schuldigen sind verurtheilt.

— Am 18ten April wurde zu Werdig ein vornehmer englischer Staatsk, Salomon Coen, durch den neuen Vortrathen Postkonn, unter einem großen Volksumlauf gestrich, und brach das Erdrum angelikmet. Der Neuhöckerie nahm den Namen Christiano Dreini an.